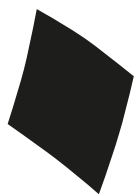


Female voices in exile

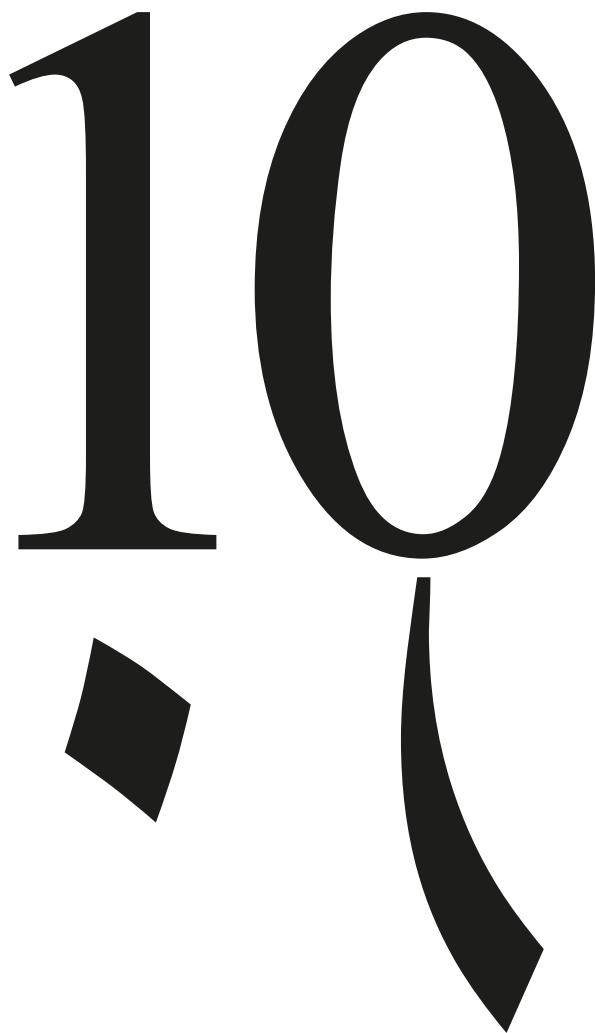
10



عربی
تجربہ و تہذیب
اصول

Female voices in exile

10



اصوات نسائية في المنفى

Female voices in exile

No. 10 / Dezember 2022

<u>Erzählte Dokumentationen</u>	4
<u>Überfahrt von Maarat Al Numan nach Berlin</u>	12
<u>Überfahrt von Qamischli nach Berlin</u>	28
<u>Überfahrt von Homs nach Berlin</u>	34
<u>Überfahrt von Aleppo nach Berlin</u>	38

4	وتأنيق مروتية
12	العنور من مصره النعمان التي يرثين
28	العنور من القاشاش التي التي يرثين
34	العنور من حصص التي يرثين
38	العنور من جانب التي يرثين

أصوات نسائية في المنفى
٢٠٢٢ / كانون الأول ديسمبر ٢٠٢٢ رقم

Die Verquickung von Anfängen und Enden der Erzählungen in diesem Heftchen ist besorgniserregend. Doch dieses sich Vermischen der Leidensgeschichten ist kein literarischer Kniff, kein Stil, sondern für dieses Zeitalter typisch. Dieses Zeitalter ähnelt einem Irrgarten, der, sobald wir ihn betreten, nur noch dunkler wird. Diese Mischung ist ein Ergebnis des Leids, das immer noch anhält. Die Sicht wird unklar. Opfer und Überlebende vermischen sich, Mörder und Rettende und Schuldgefühle gehen mit dem Überleben einher. Letztendlich vermengt sich Recht mit Unrecht.

Es gibt eine sehr einfache Annahme, an die viele glauben. Sie besagt, dass, wenn eine Gruppe von Menschen Unrecht erfährt, mehrere Gefühle bei den „Anderen“ auftreten könnten. Einfühlsamkeit, Wut, Neugier und Wissbegierde gehören dazu. Im besten Fall wird der Wille, dagegen anzugehen, entfacht – um die Ungerechtigkeit zu lindern und ansatzweise Gerechtigkeit zu schaffen. Aus einem unverständlichen Grund befindet sich diese Annahme seit vielen Jahren in einem Teufelskreis der Zweifel.

Warum erzeugt Ungerechtigkeit nicht genug Wut? Weil die Welt viel zu komplex ist, um sie zu begreifen? Weil die Unterdrückten von ihren Mitmenschen abgekoppelt, unnahbar und untereinander zersplittert sind, während die Unterdrücker stark vernetzt und verbunden sind? Oder vielleicht weil sich menschliche Instinkte wie Elektrogeräte algorithmisch entwickeln? Weil das menschliche Vermögen, mit Leid umzugehen, abgenommen hat?

In der Proklamation ihrer Gründung 1981 schrieb die Redaktion der Zeitschrift Al-Karmel: „Wir glauben daran, dass es unvermeidbar ist, dass Sachen zu Ende gehen; dass das, was kurz vor dem Zusammenbrechen steht, auch zusammenbrechen sollte. Dass die Todeserklärung einer herrschenden Kultur, die an der Herrschaft bereits versagte, ein schöpferischer Versuch ist, der Zukunft ein Tor zu öffnen.“

Dieser Versuch setzt sich immer noch fort, doch der Horizont der Zukunft scheint nicht mehr so klar zu sein, wie er es einst war. Grund dafür ist die bereits beschriebene Verstrickung der Anfänge mit den Enden.

Hunderte von Künstler*innen entschieden sich zu verschiedenen Zeitpunkten der Geschichte, alternative Erzählstränge für Lebensgeschichten ihrer Mitmenschen zu entwickeln. Sie formten diese Geschichten in Musik, Theater, Literatur, Bilder, Skulpturen und körperliche Inszenierung, als würden sie sie in ihrem eigenen Leib tragen. Anhand solcher Versuche kann

Machtverteilung und ihr Einfluss auf die Stilisierung der Geschichten der „Anderen“ beobachtet werden. Wer erzählt? Wer äußert? Wer sieht und hört? Wer bietet Raum dafür und investiert in solche Erzählungen? Das Ganze muss im Kontext eines globalen Wirtschaftssystems, das Kunst und Geschichtsschreibung kontrolliert, betrachtet werden. Das Mindeste, was über ein solches System gesagt werden kann, ist, dass es – wie alle anderen herrschenden Systeme – ungerecht ist.

Nach all dem ist es kein Zufall, dass die Konzepte, mit denen ich seit Jahren im Rahmen meiner kulturellen Arbeit umgehe, sich auf soziale Gerechtigkeit, Freiheit, Solidarität und Veränderung konzentrieren. Es ist enorm wichtig, dass Organisationen ihrer Arbeit mit Flexibilität nachgehen, sodass sie ihre Anbindung an ihre Gesellschaft am Leben halten. Die Isoliertheit der individuellen Arbeit muss enden und die Form einer organisierten Arbeit im Verbund annehmen. All diese Konzepte sind Forschungsfelder, die eng mit der tiefgreifenden Umwälzung in Verbindung stehen, die unsere Gesellschaften erleben. Sie stehen sogar in Verbindung mit dem Metasystem, das auf der politischen, wirtschaftlichen und sozialen Ebene Verbindungen zwischen verschiedenen Gesellschaften baut.

Es zeigt sich in der Öffentlichkeit eine klare Neigung dazu, unsere Arbeitsweise und unsere Rolle als an Kunst und Gerechtigkeit Interessierte umzudenken. Wie schon immer befürchtet, entstehen solche Änderungen durch Not und nicht durch strukturelle Änderungen in der Finanzierungspolitik. Uns stehen nicht viele Optionen offen, daher stellt Not den Hauptfaktor in der künstlerischen Arbeit dar, mehr als jeglicher theoretischer, politischer oder finanzieller Referenzpunkt.

Bei der Darstellung privater Geschichten von Menschen begegnen Künstler*innen viele Problemstellungen. Es besteht die Sorge, schlimme Erinnerungen bei den Menschen wiederzuerwecken. Wenn der Fokus auf künstlerische Formung und Ästhetik der Erzählung liegt, wird den Künstler*innen meistens eine Reduzierung der Komplexität und die Objektivierung einer menschlichen Geschichte vorgeworfen. In der öffentlichen Meinung schwebt oft die kritische Frage: Wie legitimiert man die künstlerische Darstellung der Geschichten anderer? Diese Frage verkompliziert vor allem den künstlerischen Akt, da hier identitätspolitische Konzepte und menschliche Erfahrung zusammenstoßen. Die Künstler*innen müssen an dieser Stelle ihren künstlerischen Akt rechtfertigen – vor allem dann, wenn sie nicht der Identitätsgruppe der Menschen, die das künstlerische Thema bilden, angehörig sind.

التي هي نتيجة للتحولات الاقتصادية والاجتماعية التي تشهدها المجتمعات الحديثة، والتي تتطلب من المؤسسات التعليمية والتربوية أن تكون قادرة على مواجهة هذه التحديات. كما أن التطور التكنولوجي السريع في مجال التعليم، وخاصة في مجال التعليم الإلكتروني، يتطلب من المؤسسات التعليمية والتربوية أن تكون قادرة على التكيف مع هذه التغيرات. وفي ضوء ذلك، فإن هذا البحث يهدف إلى دراسة تأثيرات التطور التكنولوجي على العملية التعليمية والتربوية، وذلك من خلال التعرف على الممارسات التربوية المستخدمة في التعليم الإلكتروني، وكذلك التعرف على التحديات التي تواجه المؤسسات التعليمية والتربوية في هذا المجال.

المقدمة ١

أهمية البحث: إن أهمية البحث تكمن في التعرف على الممارسات التربوية المستخدمة في التعليم الإلكتروني، وذلك من خلال التعرف على التحديات التي تواجه المؤسسات التعليمية والتربوية في هذا المجال. كما أن التعرف على الممارسات التربوية المستخدمة في التعليم الإلكتروني، يمكن أن يساعد في تحسين جودة التعليم والتربية، وذلك من خلال التعرف على الممارسات الجيدة التي يمكن استخدامها في التعليم الإلكتروني.

أهداف البحث: إن أهداف البحث هي التعرف على الممارسات التربوية المستخدمة في التعليم الإلكتروني، وذلك من خلال التعرف على التحديات التي تواجه المؤسسات التعليمية والتربوية في هذا المجال.

منهج البحث: إن منهج البحث هو المنهج الوصفي، وذلك من خلال التعرف على الممارسات التربوية المستخدمة في التعليم الإلكتروني، وذلك من خلال التعرف على التحديات التي تواجه المؤسسات التعليمية والتربوية في هذا المجال. كما أن المنهج الوصفي هو المنهج الذي يهدف إلى وصف الظواهر الاجتماعية والتربوية، وذلك من خلال التعرف على الممارسات التي تستخدم في هذه الظواهر.

أهمية البحث: إن أهمية البحث تكمن في التعرف على الممارسات التربوية المستخدمة في التعليم الإلكتروني، وذلك من خلال التعرف على التحديات التي تواجه المؤسسات التعليمية والتربوية في هذا المجال.

أهداف البحث: إن أهداف البحث هي التعرف على الممارسات التربوية المستخدمة في التعليم الإلكتروني، وذلك من خلال التعرف على التحديات التي تواجه المؤسسات التعليمية والتربوية في هذا المجال. كما أن التعرف على الممارسات التربوية المستخدمة في التعليم الإلكتروني، يمكن أن يساعد في تحسين جودة التعليم والتربية، وذلك من خلال التعرف على الممارسات الجيدة التي يمكن استخدامها في التعليم الإلكتروني.

منهج البحث: إن منهج البحث هو المنهج الوصفي، وذلك من خلال التعرف على الممارسات التربوية المستخدمة في التعليم الإلكتروني، وذلك من خلال التعرف على التحديات التي تواجه المؤسسات التعليمية والتربوية في هذا المجال.

Diese Komplexität ist kein Resultat der natürlichen und ursprünglichen menschlichen Beziehungen. Vielmehr ist sie ein Resultat der tiefen Angst in Systemen künstlerischer und kreativer Produktion. Das ist per se nichts Schlechtes, sondern vielmehr ein bewusster Versuch, unsere Position in und zu den menschlichen Erfahrungen, mit denen wir umgehen, zu vermessen und zu bewerten. Warum kümmern uns diese Geschichten und warum übernehmen wir diese Rolle? Am Ende ist es eine Frage des Interesses und der sehr persönlichen Beziehung zwischen den Aufzeichnenden und den Erzählenden sowie über das Band beider Seiten mit der Geschichte selbst. Die Angst könnte allerdings soweit die Überhand gewinnen, dass die moralische Komponente unangemessen die Erzählung und Verbreitung der Geschichten verhindert. Das greift wiederum in das Recht der Erzählenden ein, ihre Geschichte mit anderen zu teilen, und gleichzeitig ins Recht der Aufzeichnenden, diese Geschichten erfahren zu dürfen. Insofern wird die Kommunikation zwischen den Akteur*innen in solchen Projekten erschöpfend, wenn nicht sogar kontraproduktiv. Denn die Kommunikation wird einem vorgefertigten Wertesystem angepasst, das nicht unbedingt für jede individuelle Geschichte passend ist.

Die Erzählungen in diesem Heftchen sind ein Versuch, den literarischen Stil zu vermeiden und im Stil einer Dokumentation oder eines Berichts zu bleiben. Die Entscheidung für diesen Stil erfolgte als ausdrückliche Anerkennung der Notwendigkeit, aus der Opferrolle zugunsten einer Zeugenrolle auszubrechen. Akademische Methodologien, die es nicht schaffen, koloniale Konzepte zu überwinden, erkennen Zeugenaussagen von Betroffenen nicht als stichhaltigen Referenzpunkt an, da sie für die Vermittlung und Einordnung eines Geschehens „Objektivität“ voraussetzen. Wir möchten festhalten, dass das, was wir berichten, Dokumentationen sind – und zwar weil sie geschehen sind und nicht, weil die Erzählung objektiv ist. Was wir berichten, ist wahr, weil darin Mütter erzählen, wie sie den Tod des älteren Sohnes dem des jüngeren Sohns vorgezogen haben. Sie erzählen, wie sie ihre zehnjährigen Kinder auf die Arbeit schickten, um sich Brot leisten zu können, dass sie sahen, wie ein kleines Mädchen von einem Fluss innerhalb einer Sekunde mitgerissen wurde, und dass sie das Datum ihres Aufbruchs wie auch das ihrer Ankunft genau kennen.

Diese Erzählungen wurden in Form von Sprachaufnahmen in den Monaten Mai und Juni des Jahres 2022 im Sitz der GIZ (Gesellschaft für Interkulturelles Zusammenleben) in Berlin-Spandau und in einer Unterkunft in

Bischofswerda dokumentiert. Die Geschichten wurden innerhalb von auf vier Tagen verteilte Treffen mit fünf bis zehn Frauen von ihnen persönlich erzählt. Manche Geschichten blieben fragmentarisch und konnten nicht vollständig aufgenommen werden, während andere abgeschlossen und niedergeschrieben wurden. Insgesamt bilden diese Geschichten eine nicht chronologische Zeitlinie von 2011 bis in die Gegenwart ab.

Die geteilte und fundamentalste Frage dieser Frauengruppe war: „Warum?“ Warum interessierte ich mich für das Dokumentieren dieser Erzählungen? Warum sollten die Frauen sich die Mühe machen, alles genau zu berichten? Mit Sicherheit konnte ich lediglich sagen, was ich nicht wollte und behauptete, und es fiel mir leicht, das zu erklären. Ich konnte den Frauen sagen, dass dieser Workshop nicht dafür gedacht war, ihnen im Umgang mit ihrer Vergangenheit oder bei der „Integration“ in ihre neue Umgebung zu helfen. Mir war bewusst, dass ich diese Geschichten nicht in die Welt herausbringen wollte, um Mitleid mit den Kriegsoptionen zu ernten. Ich wollte auch weder den Deutschen noch den Syrer*innen etwas Neues erzählen, denn alle wissen genug. Ich wusste ebenso, dass jeder Versuch, eine Grundlage für ein künstlerisch-literarisches Werk innerhalb dieser Geschichten zu finden, anmaßend sein würde und unter dem epistemologischen Wert liegen würde, der in den Erzählungen dieser Frauen steckt. Der Zweck war klar. Wir möchten individuelle Geschichten von Frauen dokumentieren, die eine in Syrien beginnende Fluchterfahrung machten. Der Versuch, die private und die öffentliche Historie zu dokumentieren, ist unser Recht, von dem wir Gebrauch machen müssen, wenn alle anerkannten Methoden daran scheiterten, die Zeitgeschichte so zu erzählen, wie wir sie erleben. Diese Erzählungen sind ein Teil dieser Alltagsgeschichte, die im Schatten und kaum gesteuert an kommende Generationen überliefert werden wird, wenn sie über diese Orte, Zeiten und Sprachen sprechen, die sie nur aus den Erzählungen kennen.



Überfahrt von Maarat Al Numan nach Berlin

Unsere Geschichte begann mit der Revolution und dem Krieg im Jahr 2011. Wir lebten in Maarat al-Numan. Die Revolution erreichte diese Gegend erst spät und wir hatten Vertriebene aus anderen Gegenden aufgenommen und untergebracht. Mein Mann hatte mehrere Läden und ich arbeitete als Damenfriseurin und besaß auch einige Modeboutiquen. Wir hatten außerdem ein Grundstück, ein paar Kühe und eine Lizenz für den Verkauf von Gasflaschen und Backwaren. Als diese Krise anfang, kamen die Menschen vermehrt zum Einkaufen in unsere Läden, da sie darauf angewiesen waren. Die Läden waren mit Menschen überfüllt. Brot war nicht länger frei erhältlich und wir konnten es wegen unserer Lizenz aus einer anderen Region holen, auch als unsere Gegend bereits belagert war. Eines Tages war mein Mann unterwegs, um Brot und Gas für das Dorf zu besorgen. Eine Gruppe von Menschen, die angeblich Revolutionäre waren, entführten ihn. Als ich davon erfuhr, eilte ich weinend zur Wohnung meiner Schwiegermutter. Sie beruhigte mich und sagte mir: „Hab keine Angst. Er wird zurückkehren. Mein Herz sagt mir das.“

Er blieb 15 Tage verschwunden, ohne dass wir wussten, ob er lebte oder tot war, bis die Entführer 11 Gewehre als Lösegeld verlangten.

Ich bat um Hilfe bei einem Mann, der aktiv in der Revolution war, und sagte ihm, dass ich über keinerlei Waffen verfügte. Die Entführer verlangten daraufhin einen Haufen Geld. Doch meine Schwäger sagten ihnen, sie sollten machen, was immer sie auch wollten, denn es gäbe kein Geld. Nach einer Weile ließen sie ihn frei.

Im Jahr 2012 kehrten die Menschen, die zu uns ins Dorf gekommen waren, um Sicherheit zu suchen, wieder in ihre Dörfer zurück. Die Situation hatte bei uns im Dorf angefangen, sich zu verschärfen. Das Dorf lag an der Autobahn nach Aleppo. Um unsere Wohnungen, Läden und Grundstücke herum befanden sich Kontrollpunkte des Regimes wie auch der Revolutionäre. Eines Tages wachte ich auf und fand niemanden im Dorf. Ich war allein mit meinen Kindern. Niemand hatte mich gewarnt oder mir gesagt, dass ich das Dorf verlassen musste. Beide Seiten fingen an, sich gegenseitig heftig zu bombardieren. Am folgenden Tag bat ich meinen Mann, alles hinter uns zu lassen und ins Dorf meiner Eltern zu fliehen, Kafr Nabl in Idlib.

Dort wohnte ich für eine Weile mit meinen Kindern im Haus meiner Familie. Nach ungefähr zwei Monaten musste ich zurück, um meine Eltern zu

entlasten, denn meine Geschwister wurden vertrieben und flohen ebenso zu ihnen. So kehrten wir zurück und wohnten als Einzige wieder in unserem Dorf.

Kurze Zeit später erfuhren wir, dass die Armee in unser Dorf einmarschieren würde und dort eine große bewaffnete Auseinandersetzung stattfinden sollte. Also gingen wir zu unseren Verwandten in einem Dorf namens Al Toh. Auf der Rückfahrt fing am Abend ein Motorradfahrer an, auf andere zu schießen. Plötzlich kollidierte sein Motorrad mit unserem Auto und ich bin ohnmächtig geworden. Als ich aufwachte, realisierte ich, dass ich im Krankenhaus war und schwere Verletzungen im Gesicht hatte. Man teilte mir mit, unser Auto sei zerschellt und wir seien alle im Krankenhaus. Doch die Lage von Nazir, meinem Sohn, sei lebensbedrohlich und er müsse in die Türkei zu medizinischer Behandlung geschickt werden. Ich hörte meine Kinder sagen, Nazir sei nicht mehr zu retten und sein Tod unvermeidlich. Ich bin fast verrückt geworden. Mein Mann konnte mit Nazir mitreisen, während ich mit meinen anderen Kindern zurückblieb. Wir verloren den Kontakt zueinander. Wir hatten kein Handy und ohnehin war das Netz in der Gegend ausgefallen. Nach einer Weile und vielen Versuchen erreichte ich meinen Mann. Er berichtete mir, dass Nazir zwei Mal operiert wurde und es ihm gut ging. Doch mein Sohn war erschöpft und weinte viel. Er schaffte es nicht, mit mir zu sprechen.

Wir mussten eine Weile bei meinen Eltern bleiben. Denn ich war zu dieser Zeit quasi arbeitsunfähig und wir alle verletzt, aber mit sieben Kindern war die Last für meine Eltern groß. Also gingen wir wieder nach Al Toh, das Dorf unserer Verwandten. Doch genau wie unser Dorf war Al Toh auch von den Einwohnern verlassen worden und nur zwei oder drei Familie waren dortgeblieben.

Wir verloren vor Einsamkeit beinahe unseren Verstand. Die Kinder konnten nicht in die Schule gehen und die Bombardierungen hielten Tag und Nacht an.

Obwohl ich dauerhaft um die Sicherheit meines Mannes besorgt war, bestand er darauf, im Dorf zu bleiben und seine Läden und Geschäfte dort weiterzuführen. Bis eines Tages die Armee unsere Wohnung stürmte. Das war kurz nach der Olivenernte. Wir hörten beim Ernten Panzerbeschuss, kurz danach fielen Bomben. Ich sah, wie mein Sohn Nazir mit seinem Fahrrad in der Nähe des Nachbarhauses fuhr. Plötzlich konnte ich ihn nicht mehr sehen. Ich half meinen Kindern, sich zu verstecken – bis auf Nazir, der verschwunden blieb.

Das Nachbarhaus wurde zerbombt und eine weitere Granate fiel in der Nähe. Viele wurden verletzt und unser Nachbar überstand seine Verbrennungen nicht und starb kurz danach. Ich suchte Nazir weiter und dachte mir dabei: „Oh Gott! Wenn es sein Schicksal war, jetzt zu sterben, warum ist es nicht in der Türkei passiert?“ Am Ende fand ich ihn in der Wohnung meiner Nachbarin. Die Granate fiel in der Nähe ihrer Tür und er überlebte. Ich vergoss Tränen vor Angst um meine Kinder, bis ich keine mehr hatte. Doch im Nachhinein bin ich stärker geworden und ich weinte nicht mehr. Ich entschied mich, gegen den Willen meines Mannes fortzugehen. Auf mein Drängen hin willigte er ein und fertigte uns unsere Dokumente aus (Geburtsurkunden usw.).

Einige Tage vor unserer Abreise wurde die Versorgung mit Gas- und Heizöl gekappt, die die Handelsware meines Mannes gewesen waren, was seinen Lebensunterhalt beeinträchtigte. Er fing an, sich Geld zu leihen, und noch dazu erfuhr ich, dass ich schwanger war.

Im Jahr 2013 entschieden wir uns, zu meinen Geschwistern in die Türkei zu gehen, da sie dort arbeiteten und ihre Lage einigermaßen gut war. Wir mussten einen Plan zum Passieren der türkischen Grenze schmieden. Die Kinder wurden zuerst hingeschickt, dann bin ich rübergefahren. Mich brachte ein Transportwagen für Landwirtschaft über die Grenze. Doch die türkische Grenzpolizei bemerkte uns und sie schossen in Richtung des Wagens. Am Ende konnten uns die Schmuggler zu unserem Zielort bringen. Wir kamen bei meinen Geschwistern an.

Ich blieb zwei Jahre in der Türkei. Ich arbeitete unter harten Bedingungen und wohnte in einer unbewohnbaren Wohnung voller Ratten. Wie arbeiteten von morgens bis abends, um uns ernähren zu können. Türken aus der Nachbarschaft halfen uns. Sie reparierten uns die Wohnung, kümmerten sich um unsere Kinder, bereiteten für sie Essen vor und begleiteten sie zu Arztterminen. Sie halfen uns sogar finanziell.

Ich arbeitete, bis ich im achten Schwangerschaftsmonat war. Ich fiel mehrmals zu Boden und verbarg es vor meinem Arbeitgeber, damit er mich nicht entließ.

Trotz allem schmiss uns der Vermieter aus dem Zimmer, weil ihm die Kinder unerwünscht waren. Doch der liebe Gott half uns und schickte uns Leute, die uns eine neue Wohnung und eine neue Arbeit auf einem Feld besorgten.

2015 waren wir schon seit zwei Jahren in der Türkei. Die Arbeit hatte mich erschöpft und ich konnte es nicht mehr aushalten. Ich beschloss – wieder

gegen den Willen meines Mannes – nach Deutschland zu gehen, um die Zukunft meiner Kinder und ihre Bildung zu sichern, um unser ganzes Leben zu verändern.

Wir mussten Geld sparen, um nach Deutschland zu fliehen. Meine älteste Tochter mit dem Spitznamen Sousou arbeitete mit mir und meine Söhne Dibo und Mohammed arbeiteten in zwei verschiedenen Restaurants. Die Summe, die wir insgesamt bekamen, teilten wir zwischen Haushaltsausgaben und Ersparnissen für die Flucht auf.

Sousou war 11, aber ich gab an, dass sie 14 sei, damit sie arbeiten durfte. Sie gab sich sehr viel Mühe, doch sie war nur ein kleines Kind und hatte nicht viel Energie im Vergleich zu den anderen Arbeiterinnen. Wir arbeiteten das ganze Jahr lang für nur 9000 Lira. Sie gaben uns außer dem Geld fürs Essen keinen Lohn bis zum Ende jeden Jahres. Ein Jahr später wurde ich erneut schwanger und konnte nicht mehr auf dem Feld arbeiten. Ich ermutigte meinen Mann, uns vorauszureisen, um uns später per Familienzusammenführung nachzuholen. Ich wäre ihm sogar schwimmend durch das Meer gefolgt, ohne auf die Familienzusammenführung zu warten. Doch er weigerte sich, da er dachte, die Kinder würden in Europa verderben. Er wollte, dass wir zurück nach Syrien gehen.

Schließlich willigte er endlich ein. Doch der Arbeitgeber behauptete, er habe kein Geld für unseren Lohn. Auf Nachdruck gab er uns einen Teil des Geldes unter dem Vorwand, dass das alles an Geld war, was er zu Verfügung hätte. Wir willigten natürlich aus Not ein. Wir verkauften alles, was wir hatten. Mein Mann ging mit unserem Sohn Samer fort. Samer hatte eine Behinderung, was unsere Familienzusammenführung hätte beschleunigen können. Sie gingen zusammen weg und ich teilte es niemandem mit. Ich verlor 15 Tage lang den Kontakt zu ihnen, aber blieb geduldig. Innerhalb dieser 15 Tagen wusste ich nichts über sie. Ich wollte nicht mehr wissen, ob sie noch lebten oder nicht. Ich konzentrierte mich darauf, geduldig und schweigsam zu bleiben und die Idee vor Augen zu behalten, dass unser ganzes Leben sich bald verändern könnte. Kurz darauf schickte mir mein Mann ein Foto von meinem Sohn aus Berlin mit schönen, neuen Kleidern. Es schien ihm gut zu gehen. Es war ein unbeschreibliches Gefühl. Die Organisation Caritas und auch eine türkische Organisation kümmerten sich um die Behandlung meines Sohns. Die Türken halfen ihm nicht nur in der Türkei, sondern auch in Deutschland.

Drei Monate später erfuhren wir, dass das Prozedere der Familienzusammenführung länger dauern würde, weshalb wir einen schnelleren Weg finden mussten, auch, wenn das den Seeweg bedeutete.

So vereinbarte ich mit der Schwester meines Mannes, sie in Izmir zu treffen, um zusammen Richtung Deutschland aufzubrechen.

Mein Sohn Mohammed arbeitete damals im Restaurant, doch er wurde krank und bekam plötzlich anhaltende Kopfschmerzen. Die Medikamente, die ihm vom Ärztehaus verschrieben wurden, halfen nicht dagegen.

Eines Tages, während ich betete, hörte ich die Kinder schreien: „Mama, Mohammed ist tot!“ Ich rannte weinend und schreiend aus dem Haus und bat um Hilfe. Ein Mann trug ihn mit meinem anderen Sohn Dibo ins Krankenhaus. Ich weinte und schrie: „Oh Gott, bestrafst Du mich für meine Freude über die Reise indem Du mir meinen Sohn nimmst?“

Der Busfahrer sagte mir: „Wenn Gott dir deinen Sohn nehmen wollte, hätte er mich nicht vor eure Haustür geschickt. Ich war noch nie in dieser Gegend. Etwas sagte mir, ich sollte hierherkommen.“

Im Krankenhaus wachte Mohammed auf und rief mich an: „Mama, ich kann dich nicht sehen! Ich kann nichts sehen!“

Wir führten alle Untersuchungen vergeblich durch. Ich fuhr mit ihm nach Mersin zu einem arabischsprachigen Arzt. Er verlegte ihn auf die Intensivstation. Nach der Behandlung dort konnte er wieder sehen und schien wieder gesund zu sein. Die gesundheitliche Komplikation schien damit erledigt. Kurz vor dem Verlassen des Krankenhauses, bat mich die Ärztin, einen Dolmetscher zu finden, um mir etwas zu erklären. Ich bat einen Bananenverkäufer bei der Tür, für mich zu dolmetschen. Die Ärztin erzählte mir, dass Mohammed Krebs hatte, und zwar drei Tumore im Kopf. Da man es nicht frühzeitig erkannt hatte, hatte sich der Krebs bereits in seinem Kopf ausgebreitet und er musste in einem anderen Krankenhaus in Ankara operiert werden.

Wie sollte ich das meinem Mann sagen? Ich war nicht fähig, zu reden. So schrieb ich ihm: „Du bist ein gläubiger Mensch, fürchtest Gott und hast Geduld. Wir werden zurzeit nicht alle zusammen reisen können, weil unser Sohn Mohammed an Krebs erkrankt ist.“

Mein Mann brach zusammen und beschuldigte sich selbst dafür. Er bat Mohammed um Verzeihung. Ich versuchte, ihm Kraft zu geben und ihm in diesem Moment eine Unterstützung zu sein. Ich sagte ihm: „Wir sind nicht besser als die zahlreichen syrischen Familien, die ein Kind im Krieg verloren.“

Am nächsten Tag wurde ich aufgefordert, meinen Sohn ins Krankenhaus zu bringen, um die Operation durchzuführen. Sie sagten mir, dass sein Tod unumgänglich wäre, doch die Operation ihm mehr Zeit geben würde.

Aber die Wahrscheinlichkeit war groß, dass die Operation scheitern und er deswegen sterben könnte. Ich weigerte mich, die Operation durchführen zu lassen, doch mein Bruder überzeugte mich.

Ich wollte um jeden Preis nach Deutschland. Viele warfen mir Egoismus vor. Ich fragte Mohammed, ob er in der Lage sei, die Reise auf sich zu nehmen, doch das war er nicht und ich bekam damals große Angst.

Ich vereinbarte mit meinem Mann, drei unserer Kinder mit seiner Schwester zu schicken, während ich mit meinem Baby Abdul Malik, eineinhalb Jahre alt, und meinem Sohn Dibo hierbleiben würde. So konnte Dibo sich um das Baby kümmern und ich würde Mohammed pflegen. Doch mein Mann schlug vor, unser Baby ebenfalls einer Familie mitzugeben, die sich während der Reise um ihn kümmern würde. Nach einer langen Diskussion willigte ich ein und er schickte mir Geld, um die Kosten für die Reise zu decken.

Ich hatte den Kindern nicht gesagt, dass ihr Bruder Mohammed wahrscheinlich sterben würde. Ich brachte alle zu ihm, um sich von ihm zu verabschieden, und versprach, dass ich mit ihm nachkommen würde. Ich dachte, dass ich erst nachkommen könnte, nachdem er die Welt verlassen und ich ihn begraben hätte.

Die Kinder reisten mit ihrer Tante. Mich erreichte die Nachricht, dass ihr Boot kurz davor war, zu sinken. Der Treibstoff war ausgegangen und die Menschen an Bord sprangen zum Teil ins Wasser, um weiter zu schwimmen. Manche sind ertrunken und manche versuchten, um Hilfe zu rufen. Mein Mann rief mich an und sagte mir, dass ich zu Gott beten sollte, die Kinder zu verschonen. Ich fühlte mich, als sänke mein Körper ins kalte Wasser. Ich wurde vollkommen hysterisch. Mein Sohn Mohammed liegt im Sterben und drei meiner Kinder sitzen in einem Boot mit ihrer Tante, das beinahe untergegangen ist.

Mein Mann erreichte mich später und teilte mir mit, dass meine drei Kinder überlebt hatten.

Ich musste später mit Dibo und Abdul Malik, meinem Baby, nach Izmir, um den Schmuggler und die Familie zu treffen, mit der sie reisen sollten. Der Bananenverkäufer, der für mich gedolmetscht hatte, half mir, einen Bus nach Izmir zu finden.

Ich stieg mit Dibo in den Bus ein und übergab ihm Abdul Malik. Ich bat ihn, seine volle Aufmerksamkeit seinem Bruder zu schenken und ihn zu füttern, wenn er Hunger kriegte, denn er musste nicht mehr von mir gestillt werden. „Er mag Joghurt. Vermisch ihn mit ein bisschen Wasser und gib

ihm die Mischung. Alles, was er braucht, habe ich gekauft und es liegt in der Tasche. Wechsle seine Windeln, wenn es nötig wird.“ Ich versuchte, nicht zu weinen, während ich mit ihm redete. „Pass auf ihn auf, er ist deine Verantwortung. Wenn Du überlebst, überlebt er und wenn Du stirbst, wird er auch sterben. Trag ihn so rum aus dem Meer raus. Nimm ihn auf deinen Arm, wenn ihr rennen müsst.“ Dibo umarmte mich und sagte zu mir: „Mach Dir keine Sorgen. Ich werde ihn heil ans Ziel bringen. Auch wenn ich sterbe, lasse ich ihn nicht sterben.“

Ich stieg wieder aus dem Bus aus. Abdul Malik dachte, dass ich mitfahre. Seine Augen wurden rot und er begann zu weinen. Jetzt bekam ich auch einen Weinkrampf, obwohl ich dachte, meine Tränen seien für immer versiegt. Dibo erzählte mir später, wie schwierig das für ihn war. Die Milch ging aus und der Joghurt war nach einiger Zeit verdorben. Abdul Malik weinte laut im Boot und die Mitfahrenden baten Dibo, ihn zum Schweigen zu bringen, bis ihn schließlich eine fremde Frau stillte.

Nach ein paar Tagen berichtete mir mein Mann endlich, dass Dibo mit seinem Bruder in Makedonien und die anderen drei Kinder mit ihrer Tante in Deutschland angekommen waren.

„Pass du nur auf Mohammed auf!“, sagte mir mein Mann. Ich erfuhr später, dass die Polizei am Anfang den Verdacht hatte, dass Dibo das Baby entführt und über die Grenze geschmuggelt habe, um seine Organe zu verkaufen. Mein Mann sprach mit der Caritas, um ihnen zu versichern, dass wir die Eltern von Dibo und dem Baby waren. Sie sprachen auch mit mir. Dibo hatte der Polizei gedroht, sich selbst mit einem Messer zu verletzen, wenn sie ihm seinen Bruder wegnähmen. Sie untersuchten ihn, eine Frau hat ihn in ihrer Wohnung aufgenommen und eine Anwältin half ihm ehrenamtlich, um alle Fakten sicherzustellen.

Nach all diesen Strapazen scheiterte die Familienzusammenführung, weil ich keinen gültigen Pass hatte und in der Türkei keinen neuen beantragen konnte. Nach zwei Monaten mussten wir Mohammed in eine onkologische Klinik einliefern. Ich hatte nur noch 40 Lira und konnte ihn weder selbst einliefern, noch konnte ich Türkisch sprechen. Ich hatte zwei Tage nichts gegessen und der Fötus in meinem Bauch trat mich vor Hunger. Ich dachte mir: Was mache ich denn, wenn ich mir für 10 oder 20 Lira etwas zu Essen kaufe und Mohammed etwas von dem Geld benötigt? So begnügte ich mich mit Wasser und Geduld. Ich kam bei besagtem Krankenhaus an und versuchte, einer Mitarbeiterin meine Lage zu erklären. Ich gab ihr die Papiere meines Sohns, doch wir konnten uns nicht verständigen und ich fing an zu weinen. Das Wetter war kalt und ich hatte keine Socken an und trug nur

Schlappen an den Füßen. Eine Frau sah mich und kaufte mir eine Jacke und Socken. Ein Iraker, der Türkisch sprach, half mir und erklärte der Mitarbeiterin unsere Lage. Sie fragte, wer die Kosten tragen würde, denn das sei ein privates Krankenhaus. Ich erzählte ihr fälschlicherweise, dass das Ministerium die Kosten übernehme, das dachte ich mir so aus. Sie ließ uns rein und der Arzt fragte uns das Gleiche. Als sie vom Ministerium hörten, fingen sie schnell mit der Arbeit an. Die Kosten eines solch heiklen Falls kann normalerweise nur das Ministerium übernehmen. Nach ein paar Tagen berichtete mir der Arzt, dass Mohammed keine Operation benötige, dass die Tumore Wassermassen seien und er mit dem Einsatz von Medikamenten schon wieder gesund werden würde.

Er bekam wieder Farbe im Gesicht und ist in der Zeit ein Stück gewachsen. Er wurde in diesen drei Monaten komplett geheilt und verließ das Krankenhaus mit einer Krankenakte für den Fall, dass er sie in Deutschland brauchen würde.

Die Familienzusammenführung gelang nicht, auch nicht mit Dibo und Abdul Malik. Ich vermisste ihn sehr. Ich versuchte drei Mal erfolglos, durch das Meer zu fliehen, aber jedes Mal hat das Gummiboot versagt und wir mussten in die Türkei zurück.

Nach dem dritten Versuch erreichte ich unerträgliches Maß an Sehnsucht nach Abdul Malik, der in Makedonien feststeckte. Ich war schwanger und mein Mann hatte Angst, dass ich unterwegs entbinden würde, also versuchte er, meine Reise zu beschleunigen. Die Gruppe, mit der ich floh, entschied sich, den Schmuggler zu wechseln, da dieser so oft versagt hatte. Dieses Mal stiegen wir mitten in der Nacht in das Boot und hatten Erfolg. Wir litten nicht wie andere und mussten nicht laufen. Rettungstruppen holten uns ab und brachten einen Bus, um uns abzuholen. Ich fuhr zu dem Ort, wo meine zwei Söhne festgehalten wurden. Eine Mitarbeiterin namens Natascha half mir, zu meinen Kindern zu kommen. Dafür gab es mehrere Prozesse.

Ich habe nur daran gedacht, Abdul Malik laufen zu sehen und ihn zu umarmen. Gefühlt hatte ich alles außer ihm vergessen. Ich sah ihn endlich auf der Treppe. Er trug neue Kleidung und sah darin wie ein europäisches Kind aus. Natascha war dort. Ich rannte zu Abdul Malik. „Komm doch zu mir!“, ich gab ihm meine Brust, damit er Milch trinkt, doch er sah Natascha an, stieß mich weg und ging auf sie zu. Ich weinte. „Warum will er mich nicht mehr?“ Dibo beruhigte mich und sagte mir: „Keine Angst, Mama, er wird sich wieder an dich gewöhnen.“ Am nächsten Tag nahm ich Abdul Malik

und Dibo mit, um ihnen Sachen zu kaufen, weil es Dibo verboten war, rauszugehen. Er hatte nämlich mehrfach erfolglos versucht, wegzulaufen. Auf dem Weg in die Stadt trug ich Abdul Malik die ganze Zeit auf dem Arm, bis er sich an mich gewöhnte und mich als seine Mutter wiedererkannte.

Es waren ca. sechs Monate vergangen, seit mein Mann mit den Kindern weggegangen war. Bis ich zu ihnen nach Deutschland reisen konnte dauerte es, weil ich nachweisen musste, dass Abdul Malik mein Sohn war. Wir kamen in Berlin an und mein Mann wartete am Bahnhof auf uns. Ich bekam einen für drei Monate gültigen Ausweis und sie gaben uns jeweils 100 Euro. Am nächsten Mittag traf ich meine Kinder. Sie trugen schicke Kleider und Frisuren. Ich umarmte sie endlich.

Wir wohnten danach in verschiedenen Lagern und besuchten uns gegenseitig, doch keine Organisation war bereit, uns an einem Wohnort zusammenzubringen.

Ich kam im Februar 2016 in Deutschland an, doch wir haben uns erst im April getroffen. Mein Mann war in Berlin, doch ich wohnte in einem anderen Bundesland. Ich lernte einen Mann aus Deir ez-Zor kennen, der auch zu seinen Geschwistern nach Berlin wollte, also beschlossen wir, gemeinsam zu fliehen. Wir nahmen nachts ein Taxi und erreichten einen Bahnhof in einem anderen Bundesland. Einige Deutsche rieten uns, die Nacht dort zu verbringen und am nächsten Tag weiter mit dem Zug nach Berlin zu fahren. Ein Mann hat uns seine Wohnung angeboten. Er überließ sie in dieser Nacht uns und verbrachte die Nacht bei seiner Freundin. Am nächsten Tag kauften wir Zugtickets und fuhren los. Wir stiegen mehrmals um und während wir auf einen Zug warteten, streckte mein Sohn Mohammed seine Beine in Richtung der Gleise hinunter. Als der Zug kam hupte er laut und ein Alarm ging an, die Polizei kam zu uns. Wir hatten Angst, dass sie unsere Papiere kontrollieren und uns zurück in das Bundesland schicken würden, aus dem wir kamen. Eine Frau, die zufällig vorbeilief, half uns und erklärte der Polizei, dass wir hier neu sind und uns nicht auskennen. Sie war aus Aleppo und lebte seit 25 Jahren in Deutschland. Sie hatten Mitleid mit uns, ließen uns gehen und wir fuhren weiter nach Berlin.

Ich weinte seitdem bis jetzt nicht mehr. Denn ich erreichte das, was mir unmöglich erschien. Ich brachte eine Familie mit neun Kindern in Sicherheit. Meine Kinder starben beinahe im Meer und Mohammed war dem Tode nah. Abdul Malik war mein größter Kummer. Dibo erzählte mir später,

dass die Anwältin ihn gefragt hatte, ob sie Abdul Malik nicht adoptieren könnte, damit er ein besseres Leben hätte, da sie bereits neun Kinder waren. Ich sagte ihm: „Keins meiner Kinder ist überflüssig. Jede(r) von euch ist mir so wertvoll wie mein Augenlicht. Abdul Malik ist der Jüngste und mein Sonnenschein.“

Ich kam schwanger an und entband nach 15 Tagen, 20 Tage nach Ende des neunten Monats, wahrscheinlich aufgrund des psychischen Drucks und der Angst davor, unterwegs zu gebären. Endlich kam das neue Baby und brachte alles Neue mit sich.



Überfahrt von Qamischli nach Berlin

Im Jahr 2014, als ich noch arabische Literatur in Al-Hasaka studierte, steckte meine Mutter mir ein Kopftuch in meine Tasche. Sie wies mich an, es zu tragen, wenn der Bus angehalten wird, mit dem ich immer gefahren bin. Denn ISIS-Truppen hatten die benachbarten Dörfer in Qamischli erreicht. Mein Onkel und sein Sohn wurden getötet. Ich fürchtete Explosionen, vor allem nach der Explosion am 27.08.2016, die von ISIS verursacht wurde. Am 22.04.2017 verließ ich nachmittags um 17 Uhr die Wohnung meiner Eltern in Qamischli. Meine Nachbarin hatte mir Stunden zuvor mitgeteilt, dass sie mit ihrer Familie Richtung Kurdistan-Irak aufbrechen und dann weiter in die Türkei wollte. Ihr Ziel war Bulgarien, wo ihr Sohn lebte. Mein Mann war zu dieser Zeit schon seit 2015 in Deutschland, doch da er nur die subsidiäre Schutzberechtigung bekam, hatte er kein Recht auf das Beantragen einer Familienzusammenführung.

Meine Nachbarin bot mir an, mich zu begleiten. Jedoch warnte sie mich, dass niemand von meiner Familie zum Abschied mit mir die Wohnung verlassen sollte, um keine Aufmerksamkeit darauf zu richten, dass wir flohen. Das Letzte, wovon ich Abschied nahm, waren die Tränen meines Vaters. Ich sah ihn zum ersten Mal weinen.

Damit das Auto aus unserer Straße herausfahren konnte, musste es erst eine komplette Runde drehen. Das Auto drehte und fuhr noch einmal an der Wohnungstür vorbei. Mein Vater weinte immer noch. Ich beruhigte ihn, indem ich ihm sagte, dass ich zurückkäme, sobald ich meine Aufenthaltserlaubnis in Deutschland bekommen hatte. Heute, acht Jahre später, kam ich immer noch nicht zurück.

Die Schmuggler organisierten ein Auto, das uns bis an die Grenze zu Kurdistan fuhr. Sie zeigten uns eine Hütte, in der eine Familie unter prekären Bedingungen lebte. Dort schlossen sich uns weitere Personen an. Die Gruppe musste ca. 20 Stunden durch das Gebiet zwischen der syrischen und kurdischen Grenze laufen. Wir hatten kein Essen oder Trinken dabei, also tranken wir den Tau vom Gras und kauten es, um das Wasser auszusaugen. Ich blieb für einige Tage bei meinem Onkel in Kurdistan, dann brach ich mit einer Familie am 27.04.2017 von Erbil in Richtung Zaxo an der Grenze auf. In dieser Zeit war die Grenze zwischen Kurdistan und der Türkei komplett geschlossen. Wir hörten, dass die türkische Grenzpolizei jeden tötete, der sich der Grenze näherte. Eine neue Gruppe schloss sich uns an, ein Ehepaar mit seiner Tochter und deren zwei Töchtern sowie ein paar junge Männer aus dem Irak.

Wir fuhren alle mit einem Geländewagen durch das Gebirge bis zu einer Hütte, in der wir die ganze Nacht verbrachten. Das sollte als Pause vor dem Weg dienen, doch wir konnten nicht schlafen. Am nächsten Morgen brachten uns die Schmuggler jeweils ein kleines Stück Brot und eine Tomate. Wir stiegen wieder ins Auto ein und brachen auf. Irgendwann blieb das Auto im Gebirge nahe dem Fluss Chabur stehen und der Fahrer forderte uns auf, auszusteigen und entlang des Flusses zu Fuß weiter bis zur türkischen Grenze zu laufen.

Das Laufen am Ufer ist nicht so schön, wie man es sich vielleicht vorstellt. Die Flusströmung war sehr stark und beängstigend. Der Berg endete am Rande des Flusses in einer steilen Kante und wir mussten an dieser felsigen Kante direkt am Fluss entlanglaufen. Während wir liefen, fiel ein fünfjähriges Mädchen herunter in den Fluss. Der Strom riss sie mit sich und sie verschwand. Die Schmuggler drohten uns und zwangen uns, weiterzulaufen. Ihre Eltern weigerten sich. Sie konnten weder zurück- noch weiterlaufen. Wir überquerten die Grenze. Sie lieferten uns einer nahen Polizeiwache aus. Es war Mai. Ich weiß nicht genau, welcher Tag, doch es war kalt.

Ich blieb für 14 Tage in Istanbul bei meiner Tante. Dann verließ ich am 14.06.2017 die Türkei in einem Touristenbus Richtung Griechenland. Ich erkannte die Nationalität der Touristen nicht, doch wir saßen nicht bei ihnen im Passagierraum, sondern ganz am Ende des Busses über den Hinterreifen. Da gab es eine Abdeckung, die eine tunnelartige Vertiefung bedeckte. Wir waren vier Männer und drei Frauen. Eine von ihnen war schwanger. Wir hockten uns hin und sie zogen die Abdeckung über uns zu. Ich weiß nicht, wie viele Stunden wir dasaßen. Doch ich weiß noch, dass wir um 13 Uhr losfuhren, und irgendwann nachts explodierte der hintere Reifen. Der Bus blieb stehen. Wir wurden aus unserer Ecke rausgeholt und ich sah das Meer und die Straße. Ich sah auch eine Wand, die parallel zur Straße stand, hinter der wir uns verstecken mussten. Wir durften in dieser Nacht unsere Jacken nicht behalten, da es keinen Platz dafür gab. Wir harrten bis zum nächsten Morgen um sieben Uhr aus.

Dann saßen wir wieder in der gleichen Ecke des Busses unter der Abdeckung und fuhren weiter, bis wir in Thessaloniki ankamen. Dort sagten uns die Männer, die mit uns fuhren, sie wüssten, was zu tun sei und dass wir ein Taxi zum Bahnhof nehmen sollten. Sie stoppten ein Taxi und sagten dem Fahrer: „Salam Alaikum!“, und der Fahrer fuhr schnell weg.

Wir fuhren mit dem Zug nach Athen und blieben zwei Tage im Hotel, doch die Schmuggler brachten uns wieder nach Thessaloniki und informierten

uns, dass sie uns mit falschen Pässen nach Deutschland bringen würden. Vier Mal wurde ich am Flughafen erwischt, beim fünften Mal kam ich durch. Dieses Mal klappte es, weil die Mitarbeiterin ein Pärchen verdächtig fand und damit abgelenkt war, ihre Papiere zu kontrollieren, bis die Polizei kam. Sie guckte kaum auf meinen gefälschten Ausweis. Ich weiß immer noch nicht, warum in Griechenland kein Fingerabdruck von uns genommen wurde.

Ich kam am 19.06.2017 in Deutschland an. Mein Mann holte mich am Flughafen ab. Ich blieb zwei Tage bei meinem Bruder, dann stellte ich mich der Polizei in Berlin. Ich erhielt einen subsidiären Schutzstatus, der sich jährlich erneuern lässt.

Meine Eltern, die jetzt siebzig sind, blieben mit meinen vier Geschwistern in unserer Wohnung in Syrien. Sie verließen die Wohnung nur, als Ra's al-'Ain erobert wurde, und blieben für einen Monat an der Grenze zur Türkei, dann konnten sie zurück.



Überfahrt von Homs nach Berlin

Ich bin eine syrische Frau und habe drei Kinder, zwei Söhne und eine Tochter. Mein Mann ist vor 20 Jahren verstorben. Früher habe ich nur mit meiner Tochter in Homs gelebt, während einer meiner Söhne in Deutschland und der andere in Libyen lebte. Meine Tochter und ich lebten in Sicherheit, bis der Krieg 2011 ausbrach. Wir lebten in diesem Jahr in großer Angst und blieben meistens zuhause. Meine Tochter heiratete einen Mann, der in Saudi-Arabien lebte, und ich begleitete sie bis zum Flughafen in Damaskus. Anders als geplant konnte ich nicht sofort wieder nach Homs zurückfahren, denn ich wohnte in der Nähe von Baba Amr, wo sich die Lage verschärft hatte. Nach einigen Tagen ging ich zu meinem Bruder nach Aleppo und blieb zwei Monate dort. Ich kam mir wie eine Obdachlose vor und fühlte mich nicht sicher.

Ich hatte Hoffnung, dass sich die Lage in zwei oder drei Monaten wieder bessern würde und ich zurück nach Hause kehren könnte – dort hatte ich die Türen und Fenstern nur lose verriegelt, da ich angenommen hatte, bald zurückzukehren. Die Lage in Homs verschlechterte sich allerdings und ich konnte nicht mehr zurück. So bat ich meine Nachbarin, die Sachen in der Wohnung zu packen, und ließ Menschen ohne Gegenleistung darin wohnen. Später reiste ich nach Libyen, um meinen Sohn zu besuchen. Das war im März 2012. Doch dieses Mal ahnte ich, dass es kein Zurück gab. Als ich in das Flugzeug stieg, zog sich alles in mir zusammen gegen diese Reise und ich dachte mir: „Was tue ich mir nur an?“

Hauptsächliche Auslöser für diese Reise waren die Angst und der Mangel an Sicherheit in Syrien. Doch in Libyen war es nicht sicherer, denn dort herrschte genauso Krieg. Zwei Monate später schickte mein Sohn seine zwei Kinder mit seiner Frau nach Deutschland. Er sagte mir, wir könnten gerne gemeinsam nach Deutschland gehen und wenn mir das Leben in Europa nicht gefiele, könnten wir in Libyen bleiben. Ich brachte es nicht über das Herz, ihn um meinetwillen in Libyen zu halten. Ich war fast 70 Jahre alt; was würde ich nur wollen, außer dass es meinen Kindern gut geht und ihre Zukunft sicher ist?

Ein Vorfall, den ich vom Fenster beobachtete, ließ mich fester in meiner Entscheidung werden, die Reise auf mich zu nehmen. Ein Auto blieb in der Nähe der Wohnung stehen und Männer vom libyschen Geheimdienst sind ausgestiegen und nahmen eine Gruppe junger Männer auf der Straße fest. Mein Sohn und ich bekamen unser Visum und wir flogen zusammen nach

Deutschland. Als ich in Deutschland ankam und meinen anderen Sohn sah, der dort lebte, und er krank war, vergaß ich den eigentlichen Grund, weshalb ich nach Deutschland gekommen war. Ich vergaß meine Trauer, als meine Familie wieder vereint war. Doch nach ein paar Tagen realisierte ich, wo ich war, und ich fragte mich erneut: „Was habe ich mir nur angetan? Was brachte mich hierher?“ Die Menschen sind hier anders. Das ist nicht mein Land, nicht meine Sprache und nicht meine Religion. Die Deutschen empfingen uns herzlich, doch sobald ich mit den Menschen in Kontakt kam, fühlte ich mich fremd. Ich lief die Straßen entlang und wünschte mir, Arabisch sprechen zu können.

Doch was weiß ich denn noch über Syrien. In der letzten Zeit, bevor ich Syrien verließ, schlief ich mit meiner Tochter im Wohnzimmer dicht an der Wand aus Angst vor den Bomben. Doch wenn ich die Wahl hätte, in der Zeit zurückzureisen, würde ich in sichere Zeiten nach Homs zurückkehren. Ich erinnere mich, wie ich damals Aleppo besuchte und mich darauf freute. Doch sobald ich wieder in Homs war, überkam mich ein unbeschreiblich schönes Gefühl. Die Kinder liebten Syrien und freuten sich, wenn sie aus dem Ausland zu Besuch kamen, unendlich darauf.

Die Dame, mit der wir das Interview führten, besuchte Sprachkurse und knüpfte Kontakte mit mehreren Menschen, nichtsdestotrotz spürt sie eine große Sehnsucht. Sie weinte, während sie von ihrer Vergangenheit, Freundinnen, ihrer Wohnung und Orten in Homs sprach.

*Die Menschen hier wissen nichts über das Leid der Syrer*innen. Es stimmt, dass ich nicht wie andere auf dem Weg litt, sondern mit dem Flugzeug hierherkam. Doch Tausende kamen durch das Meer und verloren Familienangehörige. Diese Menschen wurden in den Medien auf drei Schlagworte reduziert: Boot, ertrunken, überlebt.*

In Syrien haben wir früher Menschen aus verschiedenen arabischen Kriegsgebieten willkommen geheißen. Jetzt empfangen arabische Länder Syrer nur ungern, wenn überhaupt, trotz der finanziellen Unterstützung der UNO. Ein Bruchteil davon erreicht die syrischen Geflüchteten wirklich. In einem europäischen Land spüren wir sowas nicht.

Überfahrt von Aleppo nach Berlin

Khadija: „Ich habe versucht, meine Erinnerungen an das, was ich mit meiner Familie erlebte, aufzuschreiben. Doch meine Tränen überwältigten mich und ich sah die Zeilen vor mir nicht mehr. Ich wünschte, diese Zeilen könnten meine inneren Schmerzen erzählen; über meinen Weg hierher, den ich den Leidensweg nenne. Eine bitter-süße Reise, über die ich es kaum schaffe, zu schreiben.“

Khadija, 53 Jahre, verheiratet, Mutter von sechs Kindern, ist Hausfrau und versucht, Deutsch zu lernen. In Aleppo arbeitete sie früher als Frauenfriseurin.

Khadija verließ Al Haydariya in Aleppo wegen der unsicheren Lage und aus Angst um ihre Kinder, vor allem ihre zwei Söhne, 17 und 19 Jahre alt, die zum verpflichtenden Wehrdienst eingezogen werden könnten.

Sie erinnert sich an das erste Mal, dass ihre Gegend bombardiert wurde. Das war im Ramadan 2011.

Die Größenpreisungen erhoben sich und bald darauf fielen Bomben. Panzer verteilten sich überall auf den Straßen. Am zweiten Tag des Ramadan 2011 bereitete Khadija Erk Sous, ein typisches Lakritzgetränk, für ihren zehnjährigen Sohn vor, der dieses draußen vor dem Laden seines Großvaters verkaufte. Ihr Sohn kam aus Angst vor dem Bombenlärm immer wieder in die Wohnung, das Tablett in der Hand. Wenn die Geräusche leiser wurden, ging er wieder hinaus. Ihr ältester Sohn kam irgendwann ins Haus und bat seine Mutter, sich darauf vorzubereiten, die Wohnung zu verlassen, vor allem aus Angst um seine zwei kleinen Schwestern. Sie verließen die Wohnung in der Annahme, in ein paar Tagen zurückkehren zu können. „Wir gingen raus und nahmen nichts mit uns mit“, sagt Khadija.

Die Familie zog zu Verwandten ins Stadtviertel Suleiman Alhalabi. Nachdem sich die Lage dort verschlechterte, zogen sie in ein Dorf in einem Vorort Aleppos.

Kurz darauf ging Khadija selbst in ihre alte Wohnung zurück, um Sachen für ihre Kinder von dort zu holen. Die Familie blieb acht Monate in dem Dorf. Sie litten unter der schlechten Behandlung der Menschen und der schlechten finanziellen Lage dort.

Khadija glaubte an die Revolution gegen Gewalt und Unterdrückung, doch das Leid und die Diskriminierung der Menschen untereinander ließen sie an der Revolution zweifeln. Einmal mussten ihre Kinder von einer Bäckerei zur nächsten laufen, um Brot kaufen zu können, da die Bäckerei-

mitarbeiter sie rauschmissen. „Nein, ihr kamt aus Aleppo und wollt uns alles wegnehmen“, sagten sie. „Wir blieben dort von Ramadan 2011 bis zum Winter 2012“, erzählt Khadija.

Es gab kein Wasser. Die Leute, bei denen sie untergekommen waren, hatten einen kleinen Brunnen. Khadija musste täglich Wasser vom Brunnen schleppen, um sich und ihre Kinder versorgen zu können. Eine Zeit lang musste sie den Schnee vom Dach in ein Behältnis sammeln und warten, bis er schmolz, um das Schmelzwasser verwenden zu können.

„Wie die Vögel lebten wir von Tag zu Tag und begnügten uns mit dem, was wir an dem Tag fanden.“

An den eisigen Wintertagen mussten sie unter Decken bleiben, da es kein Heizöl gab. Sie sparten Geld für ein paar Liter Heizöl und nutzten es sehr sparsam, um zwei warme Tage genießen zu können.

Ihre zwei älteren Söhne arbeiteten in allen möglichen Jobs. Sie transportierten sogar Steine, um Geld zu verdienen. Khadija hatte vier Söhne. Der Dritttälteste arbeitete bei einem Friseur und der Zehnjährige in einer Arztpraxis. Er organisierte die Sitzordnung der Patienten. Bei Explosionen und Stromausfällen blieb Khadija an der Tür stehen, um Neuigkeiten über ihre Söhne zu erfahren. Denn jeder arbeitete woanders und es gab weder Handys noch eine Festnetzverbindung, um sie zu kontaktieren.

Die Söhne entschieden sich, in die Türkei zu fliehen, da das Leben im Dorf immer schwieriger wurde und die Rückkehr nach Aleppo angesichts der anhaltenden Brutalität des Regimes nicht mehr möglich war. Die zwei älteren Söhne brachen Anfang 2012 auf. Der Schmuggler transportierte sie in einem Wagen für Tierfutter über die Grenze. Sie kamen sicher an. Sie fingen an, in einem Vorort von Hatay zu arbeiten. Der älteste Sohn schickte seiner Familie kleine Geldsummen. Sie entschieden sich daraufhin, alle nach Hatay zu gehen. Khadija sagt: „Eine meiner Töchter war verlobt und hing sehr an ihrem Verlobten. Sie weigerte sich, Syrien ohne ihn zu verlassen. Doch am Ende verließen wir Syrien und sie war in dieser Sache nicht ganz einverstanden mit uns.“

Sie brachen im März 2012 auf und die türkische Grenzpolizei hielt sie am Grenzübergang Bab al-Salameh an und wollte sie nach Syrien zurückschicken. Keiner von ihnen sprach Türkisch. „Was sollte ich einem türkischen Polizisten sagen? Ich versuchte, ihm zu erklären, dass bei uns ein Krieg herrscht. ‚Wie wollt ihr uns nur zurückschicken?‘“ Sie hörten uns nicht zu und fuhren uns zu einer Polizeistation. Dort waren viele wie wir. Danach brachten sie uns ins Bab al-Salameh-Lager auf der syrischen Seite des

Grenzübergangs. Nach mehreren Auseinandersetzungen entschieden wir uns, nicht aufzugeben und es weiter zu versuchen. Die Nacht kam. Wir konnten die Schmuggler nicht und wussten nicht, welcher Seite sie angehörig waren. Sie informierten uns nur darüber, welches Auto wir nehmen und wo wir aussteigen müssten. Am Ende mussten wir die türkische Grenze zu Fuß überqueren. Wir saßen schweigend auf dem Boden, wie Schafe. Ich erlebte Menschen in schwieriger gesundheitlicher Lage. Eine ältere Frau konnte schlecht sehen und trug Gummistiefel. Sie hatte eine sehr schwere Tasche dabei. An einem regnerischen Wintertag blieb ihr Fuß im Schlamm stecken. Sie rief uns nach: „Meine Kinder, lasst mich hier nicht allein! Die Tiere würden mich auffressen.“ Wir konnten sie an ihrer Hand herausziehen und ihr beim Weiterlaufen helfen.

Sie liefen gemeinsam weiter und die Angst vereinte sie, bis sie eines Nachts türkischen Boden erreichten. Dort vergaß Khadija die Erschöpfung, als sie ihre Söhne umarmen konnte. „Mama, ich möchte neben dir schlafen und dich riechen können“, sagte ihr 17-jähriger Sohn. Sie schliefen für mehrere Tage gemeinsam mit Verwandten in einem Raum auf zwei Matratzen auf dem Boden. Später zogen sie für drei Monate zu einer anderen Verwandten. Doch da begannen die Schwierigkeiten mit der Sprachbarriere und der Armut. „Ich nahm das Versprechen auf mich, meine Kinder in der Türkei genauso wie damals in Syrien zu versorgen“, sagt Khadija.

Sie litt stark unter den Lebensbedingungen dort. Doch am schlimmsten fand sie die Verantwortungslosigkeit ihres Mannes. Sie lernte, auf Türkisch zu sagen: „Ich brauche eine Wohnung.“ Sie machte nichts anderes mehr, außer die Menschen nach einer Mietwohnung zu fragen. Sie fragte überall. Auf der Straße und in Immobilienbüros. Sie bekam nur ein Nein zu hören, „Yok“ auf Türkisch. Manchmal mit Ekel und Gehässigkeit, sodass sie weinend durch die Straßen lief.

Ihre älteren Söhne arbeiteten auf dem Feld. Einer der Jüngeren arbeitete bei einem Friseur und der andere in einem Café, zu einem geringen Lohn, doch davon konnten sie leben. Im Ramadan 2012, also ein Jahr nach dem Beginn der Ereignisse in Syrien, fanden sie eine Wohnung. Die Arbeitsmöglichkeiten und die Löhne in dem Dorf, in dem sie lebten, waren sehr gering. Ihr jüngster Sohn holte sich ein Fahrrad und fuhr damit nachts von der Arbeit nachhause. Vor Angst um ihn wartete sie immer am Fenster, bis er die beleuchtete Straße erreichte.

Nach anderthalb Jahren zogen sie nach Konya, um ihre Lage zu verbessern. Die Kinder wollten ihre Zukunft aufbauen, nachdem sie ihren Bildungsweg

unterbrechen mussten. „Mein ältester Sohn war in der Abschlussklasse und meine älteste Tochter studierte Bauingenieurwesen an der Universität. Meine zweite Tochter war in der zehnten, die Jüngsten in der fünften und siebten Klasse.“ Die Prioritäten ordneten sich neu. Sie wollten nur noch mit Würde leben.

Es war Ende Herbst. Einer ihrer Söhne hatte drei Tage lang nach Arbeit gesucht. Er musste in öffentlichen Parks übernachten, trug ein kurzärmeliges Hemd und musste sich wegen der Kälte darin eng zusammenrollen, um warm zu bleiben. Schließlich fand er eine Anstellung bei einer Holzfabrik, wo er auch unterkam. Sein Bruder folgte ihm dorthin. Die beiden wurden menschenunwürdig behandelt. Der Arbeitsgeber demütigte sie und sie schliefen mit Ratten im Zimmer. Sie hatten Angst davor, sich eine Krankheit einzufangen.

Zwei Jahre vergingen. Eine Tochter heiratete und danach ein Sohn. Die Familie sah sich mit Rassismus konfrontiert. Der jüngste Sohn entschied sich, nach Deutschland zu fliehen. Der älteste Sohn folgte ihm mit seiner Ehefrau auf einer beschwerlichen Reise über das Meer.

Später bestand Khadija darauf, mit dem Rest ihrer Familie nachzukommen. So verließen sie die Türkei im November 2015. Sie waren elf Tage unterwegs. „Der erste Versuch scheiterte. Wir erreichten den Strand. Sie brachten uns ins Auto. Es war klein und wir konnten darin kaum atmen. Sie verboten uns, zu reden, damit uns die Grenzpolizei nicht hört. Dann brachten sie uns zurück zum Hotel, da die Gegend voller Polizei war und man nicht durchkam. Am nächsten Tag versuchten wir es nochmal und hatten Erfolg. Das Schlauchboot, das für 35 Menschen geeignet war, trug 52 Passagiere. Es stand sechs bis sieben Meter vom Strand entfernt im Wasser. Wir schafften es nicht, hineinzusteigen, also schmissen sie uns Frauen hinein. Mein Mann und meine Kinder blieben am Strand stehen und im Gedränge sah ich nicht, ob sie eingestiegen waren. Ich rief ihre Namen laut und bat die Menschen, sie ebenfalls zu rufen, um zu erfahren, ob sie es geschafft hatten. Am Ende erwiderte mein Mann laut, dass die Kinder bei ihm sind, damit ich mich beruhige.

Wir fuhren um 22:30 Uhr los und sollten 45 Minuten später an einer griechischen Insel ankommen. Doch der Treibstoff ging aus. Der Bootsführer wurde panisch. Wir blieben bis drei Uhr nachts im Boot, das zur Hälfte mit Wasser gefüllt war. Die Menschen wollten rudern, doch es gab nur ein

Ruder. Wir erfuhren später, dass alles vorgetäuscht war: Sie füllen den Treibstoff bis zur Hälfte auf, damit das Boot im Meer stehenbleibt und die Leute zurückkehren müssen. Sie setzen darauf, dass die Leute es im Nachhinein nochmal versuchen und dafür erneut zahlen oder dass die griechische Küstenwache kommt, und sie abholt. Wir erwarteten jede Sekunde den Tod.

Der Bootsführer wollte eine Signalflamme entzünden, damit die Küstenwache uns aus der Ferne sieht, doch einige Mitfahrer riefen die Küstenwache an und beruhigten die Menschen auf dem Boot. Um vier Uhr morgens reagierte die Küstenwache und holte uns ab. Zuerst die Kinder, dann die Frauen. Sie gaben uns Papierdecken, in die wir uns hüllen sollten, um die Kälte abzuwehren. Es war sehr kalt. Sie holten uns aus dem Wasser und brachten uns zur Insel. Sie fragten uns, woher wir gekommen und wie wir hier gelandet seien. Wir sagten nur, dass wir nichts wüssten. Wir wussten es tatsächlich nicht.

Auf der Insel gaben sie uns ein großes Zelt. Wir waren nass und überprüften unsere Papiere und Habseligkeiten darauf, ob sie nass geworden waren. Unser Familienbuch, unsere Heiratsurkunde, alles hatte ich mit dem Geld, das, wie wir hofften, für die Reise reichen sollte, in einer Tüte, die an einer Kette um meinem Hals gebunden war. Sie waren unbeschädigt.

Am nächsten Morgen gaben sie uns ein Asyldokument. Wir entkamen dem Strudel der Angst und flohen weiter durch Serbien, Kroatien und dann Österreich. Da wir die Sprache nicht konnten, tasteten wir uns wie Blinde vor. Manche dachten, wir seien in Deutschland. Später erfuhren wir von den Dolmetschern, wo wir waren. Sie sagten uns, wir seien willkommen, wenn wir wollten, doch wir könnten weiterreisen, ohne einen Fingerabdruck abgeben zu müssen.

Hier trennte sich die Gruppe und jeder ging in eine andere Richtung. Ich fuhr mit meiner Familie weiter nach Deutschland. Wir entschieden uns, nach Horst in Mecklenburg-Vorpommern zu gehen. Bei jeder Station fragte ich, ob wir schon angekommen waren. Die Dolmetscherin informierte mich, dass wir in Frankfurt seien. Sie brachten uns zu Wohnwagen, in denen wir uns ausruhen konnten.

Auf der Polizeistation waren sie sehr freundlich. Wir durften wählen, ob wir bleiben oder weiterfahren und woanders unsere Fingerabdrücke abgeben wollten. Die Dolmetscherin riet uns, in diesem Bundesland zu bleiben. Bis dahin wussten wir noch nicht, dass wir in Horst angekommen waren. Wir gaben unsere Identifikationsdokumente ab, gaben Informationen über

uns an und ließen Fingerabdrücke und Passbilder machen. Sie prüften unseren Gesundheitszustand.

Am 25.11.2015 fand unser Asylverfahren statt. Wir übernachteten in einem Flüchtlingslager in Schwerin. Das Lager war eine ehemalige Militärkaserne, die zu einem Flüchtlingslager umfunktioniert worden war. Wir blieben 15 Tage dort. Alle tauschten sich darüber miteinander aus, wie man aus dem Lager ziehen und woanders wohnen könnte.

Nach 15 Tagen wurde uns mitgeteilt, dass unser Asylantrag angenommen wurde und wir jetzt offizielle Asylempfänger im deutschen Staat waren. Wir wurden in eine andere Stadt verlegt. Der Plan war, glaube ich, dass auch kleine Städte Asylanten aufnahmen, damit große Städte nicht überlastet würden. Sie brachten uns zu einem kleinen Vorort von Wismar namens Kirch Grambow. Wir kamen dort nachmittags an. Die Wohnung war sauber und ordentlich. Die Gebäude waren nach Nationalitäten aufgeteilt.“

Khadija sagt: „Meine jüngsten Kinder waren immer bei mir. Der Mittlere war in Stuttgart und der Ältere bekam ein Kind und besuchte uns erst drei Monate später mit seiner Frau. Sie wohnten in Chemnitz zu dritt bei einer jüdischen Familie. Sie halfen meinem Sohn und seiner Frau, die damals minderjährig war. In dieser Familie fungierte die Ehefrau als gesetzliche Stellvertreterin für meine Schwiegertochter. Die Frau half ihnen beim Umzug nach Berlin und kam uns mit meinem Sohn und seiner Frau besuchen, sie brachten Geschenke mit. Am Ende zogen wir alle nach Berlin.

Ich wünsche mir, dass meine Erfahrung und die Erfahrung von allen Geflüchteten, aus welchem Land sie auch immer kamen, dokumentiert wird, damit die neue Generation, die hier geboren wird, nicht vergisst, woher sie kommt und genug über ihr Herkunftsland weiß. Wir wollen unsere kleinen Kinder nicht mit unserem Schmerz belasten, doch sie sollten wissen, dass die Reise hierher hart und schmerzhaft war. Wir lernten auf dem Weg vieles, vor allem über neue Kulturen, und sahen darin das Positive wie auch das Negative.

Ich kam nach Berlin und fand hier eine Wohnung. Meine Familie lebt in meiner Nähe. Jeden Tag lerne ich was Neues dazu und tausche mit anderen Menschen Wissen aus. Ich wünschte, dass unser Herz als ein Volk voller Nächstenliebe schlagen würde.

Jeder von uns hat Narben auf dem Herzen. Keiner entkam einer solchen Wunde. Wie sehr wünschte ich mir, ein Heilmittel dagegen zu finden.

